Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Der Postheiri : illustrierte Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl**

Band (Jahr): **2 (1846)**

Heft 23

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Postheiri,

Honny soit qui mal y pense.

Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl.

N°. 23. | 21. November. | **1846.**

Hochzuverehrender Heinrich!

Die allbekannte Bereitwilligkeit mit welcher Sie Ihre Spalten jeder Aeußerung ächt vaterländischer und gemeinnütziger Gesinnung eröffnen, läßt mich hoffen, daß Sie auch folgenden Zeilen Eingang in Ihre hochgeschätzte Zeitschrift gewähren werden.

Der Erdäpfelmangel, die Getreidesperre, die Lebensmitteltheuerung und die Noth der Armen sind ohne Zweifel für jetzt die wichtigsten Tagesfragen. Wie diesen Uebeln abhelfen? frägt es sich. Durch Assoziation, durch Vereine! hallt die Antwort von allen Enden. — Doch warum neue Vereine gründen? besitzen wir deren nicht eine genügende Zahl? (vide Postheiri 1846, Nr. 8.) wir nennen hier nur die wirkungsreichsten, die Lukas-, Jakobs- und Valentinsbrüderschaften.

Doch zur Sache. Es ist bekannt, daß der Wohlstand eines Landes, das materielle Glück seiner Bewohner, auf statistischem Wege nach dem verhältnißmäßigen Verbrauch von Lebensmitteln, namentlich von Fleisch, bemessen wird:

so ist England wohlhabender als Frankreich, da tausend Engländer jährlich ein Paar Zentner Rindfleisch mehr verzehren als tausend Franzosen, — so mag Honolulu von unserm Standpunkt aus glücklicher sein als Owayhi, da sich das Verhältniß der Bevölkerung Honolulus zu den Kälbern, Schöpsen, Gänsen und Hühnern stellt wie 2 zu 1, während es sich in Owayhi nur wie 5 zu 2 gestaltet. Die beste Maßregel der Noth und Armuth entgegen zu steuern, besteht also darin, dahin zu wirken, daß so viel als möglich von den besten und kräftigsten Lebensmitteln verzehrt werden; wer sie verzehrt ist gleichgültig.

Wer könnte aber, fragen wir, hierin größeres und ersprießlicheres leisten, als unsere Brüderschaften und Vereine? wer hat schon bessere Proben abgelegt? Sie sollen voran! Ihrem edlen Beispiele werden dann ohne Zweifel kleinere Assoziationen und Privatgesellschaften in Menge nachfolgen; ganze Berge von Pasteten, Schinken, Zungen und Würsten werden verschwinden; Hekatomben von Kapaunen und Haasen werden, bis der Aschermittwoch kommt, geopfert werden. Welch' herrliches Resultat für den patriotischen Statistiker! Bringen wir es durch vereinte Anstrengungen dahin, daß im Laufe des Winters auf jeden Bewohner Honolulus durchschnittlich $1^1/_2$ Zentner Ochsen-, Schwein- oder Kalbfleisch gerechnet werden kann, so sind wir ohne Zweifel die glücklichste Nation Europas zu nennen.

Noch Eines! wir möchten zwei Vögel mit einem Wurfe treffen. Schon vor etlichen Jahren hat ein gemeinnütziger Mann in Paris sich um die leidende Menschheit verdient gemacht, indem er vorschlug, man solle den ambrosischen Dampf aus den Küchen, in denen die Leckerbissen für die Feinschmecker der Weltstadt zubereitet werden, in besondern Räumen sammeln, in denen dann die Minderbegüterten gegen geringe Bezahlung ihr Stück Brod verzehren und mit einiger Nachhülfe der Phantasie eben so üppig und noch feiner schwelgen könnten, als jene, welchen blos das gröbere Residuum der Trüffeln, Fasanen und Hummern zu verzehren anheim fällt. Mein Vorschlag geht dahin, diese menschenfreundliche Idee unsern Verhältnissen angepaßt in praktische Anwendung zu bringen.

Man baue auf Staats- oder Gemeindekosten, oder auf dem Wege der Assoziation ein Gebäude, in dem alle Vereine und Brüderschaften, so wie auch Privatgesellschaften, deren Zweck es ist, zum Besten des allgemeinen Wohlstandes Lebensmittel zu verzehren, ihre verdienstlichen Sitzungen halten können. Die innere Einrichtung dieser Lebensmittelverzehrungshalle sei jedoch so eingerichtet, daß die sämmtlichen Düfte und Dämpfe der hier zum Besten der Bedürftigen abgehaltenen Zweckessen durch die trichterförmige Decke in das obere Stockwerk hinauf geleitet werden. Für den Genuß dieser Dämpfe könnte man sodann Marken ausgeben, wodurch auch der Minderbemittelte befähigt würde, in den obern Räumen der Lebensmittelverzehrungshalle an den feineren Freuden der Gastronomie theilzunehmen.

Es wird kein Wohldenkender in Zweifel ziehen, daß auf diese Weise die Linderung der allgemeinen Noth und die Vergrößerung des allgemeinen Wohlbefindens leichter und angenehmer befördert werden könne, als durch jedes andere Mittel, wie z. B. Sparrsuppenanstalten, Vornahme öffentlicher Arbeiten durch den Staat, Gemeinden oder Vereine, oder wie die Vorschläge unpraktischer Ideologen sonst noch heißen mögen.

Mit dem Wunsche, daß recht viele Ihrer Leser meine gemeinnützigen Absichten anerkennen und theilen möchten empfiehlt sich gehorsamst

Ihr Ergebenster

Fidelius Wanst.

Eine wirthliche Honoluleſin wollte vor einigen Tagen in die Metzg gehen, um für ihren Herrn Gemahl ein Kalbshirneli zu kaufen. Ganz trostlos kehrte sie aber wieder heim und berichtete ihrem Eheherrn: „I bi bi alle Metzgere gsi und ha bi keim einzige au nur s'klinste Hirni gfunde.

Ein wichtiger Honoluleſe hat bei einer Wallfahrt in den Horngraben das Gelübde gethan, vor keinem liberalen Revolutionär seinen Kopfdeckel abzuziehen. Fünf Jahre hat er fest und unerschütterlich dieses Gelübde gehalten zu nicht geringem Aerger aller Revolutionäre. Der König

von Dänemark, benachrichtigt von dem ächt vaterländischen Muthe und der eines Urschweizers würdigen Consequenz und Gesinnungstreue dieses Edlen hat demselben so eben durch einen außerordentlichen Gesandten den Elephantenorden mit der weiß und rothen Schleife und einen Kastorhut von Kameelhaaren zustellen lassen. Nächsten Sonntag wird der Bescheidene zuerst im neuen Kostüme zur Kirche gehen.

So eben geht eine Sendung von alten Cholera-Körben aus dem Spitale von Honolulu nach Lyon ab. Die Lyoner haben nämlich eine Erfindung gemacht, die seit der Entstehung der Schießbaumwolle als die eingreifendste und umfassendste betrachtet werden muß. So wie nämlich einer der force majeure des Sausers erliegt, wird er in einen Korb gelegt, mit einem Tischtuche feierlich verhüllt und schweigend nach Hause getragen. Die Consumtion der Körbe hat zu Lyon in Folge dieser Erfindung so stark zugenommen, daß man sich genöthigt gesehen, sämmtliche Cholera-Körbe von Honolulu um den Fabrikpreis anzukaufen.

Wer kennt nicht den rauchenden Türken an der Salgasse von Honolulu; der Bursche raucht Tag und Nacht bei Wetter-Sturm und Graus. Nun begab es sich, daß in seiner Nähe ein Laternenkästchen war. Der Besitzer des Hauses wollte aber den Oelkasten nicht mehr dulden, denn er hat sein Haus frisch façad'net. Also nahm er den Schmierkasten und setzte ihn ohne Umstände auf die andere Seite der Straße. Kaum vernahm das der geheime Oel- und Ampelen-Rath, als er den Kasten wieder durchaus auf der andern Seite haben wollte. Die Laterne könne durchaus nicht brennen, wenn sie von der linken Seite aufgezogen werde, behauptete er. Er verlange im Namen des Gesetzes die Herstellung des status quo. Davon wollte der Hausbesitzer nichts wissen, und drohte mit gänzlicher Zerstörung des Kastens, wenn man ihm damit zu nahe komme. Die Sache schwebt jetzt vor eidgenössischem Rechte.

Druck von J. Gaßmann, Sohn.